

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 102.

Mittwoch, 12. April

1933.

DIE WEISSEN REIHER

ROMAN VON JENS ANKER

27. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Yo Foo begann zu horchen. Aber es war nicht das geringste hinter der Mauer zu hören. Nur eines war sicher: Vor kaum einer Viertelstunde waren vier Menschen hier in diesem Raum gewesen, und jetzt waren sie nicht mehr da! Es mußte also eine geheime Türe vorhanden sein, die mußte er finden!

Schon morgen wollte er sich Gewißheit verschaffen, ob Elena French, seine angebetete „Lady“ — der „Engel“, wie er und sein Vater sie unter sich getauft hatten — dabei im Spiele stand . . . ob sie zu Hause bei sich war oder! . . . Er steckte das Tuch ein und öffnete einen Spalt der Türe zum Rauchsalon: A Kooli war scheinbar schon schlafengegangen. Alle Gäste lagen in tiefem Schlaf, selbst der Musikant. Es schnarchte und stöhnte aus allen Ecken . . . irgend jemand weinte . . . es flüsterte ohne Unterlaß leise und wimmernd, wie im Höllenfeuer vorüberziehender Träume. Klein Yo überließ ein Frösteln: Diese Halbstille! Im Halbdunkel! Dieser Schlaf, der wie ein Leben hinter Teppichen war — animalischer umgestürmter Lebensdrang!

Und plötzlich gellte ein lauter Schrei durch das Zimmer . . .!

„Vater, Vater!“ flüsterte er unwillkürlich vor sich hin und . . . „lieber weißer Engel!“

In dieser Nacht schloß der kleine Yo kein Auge.

2.

Niemand im Hause A Koolis wußte, daß sich eine rote Nummer der „Daily Mail“ vom einundzwanzigsten Juli Nacht für Nacht in Yos Bett befand. Man hatte wohl darüber geflucht, daß sie spurlos aus dem Schanklokal verschwunden war. Aber niemand kam auf den Gedanken, Yo zu verdächtigen. Er hatte aus ihr zweierlei erfahren: Einmal den Tod Li-Changs und daß Elena French verschwunden war: entführt auf eine, und wie die Blätter es darstellten, romanhafte Weise, direkt vor der Nase zweier der besten Detektive von Scotland Yard weg. Sie, die schönste und reinste aller Frauen! Yos angebeteter „weißer Engel“!

Yo hatte ein weiches Herz, wie sein Vater, dessen Leben eine Kette guter — aber fast nie ausgeführter — Entschlüsse war. Aber Yo war ein festerer Charakter, den starken Willen mußte seine verstorbene Mutter ihm hinterlassen haben:

Yo weinte nicht und verlor nicht den Mut. Er ging seinen Pflichten womöglich noch gewissenhafter als vorher nach. Und zu gleicher Zeit arbeitete sein Gehirn, um einen Ausweg zu finden. An die Polizei traute er sich nicht heran. Er hatte hier in Causeway zuviel da-

von gehört, wie man sie an der Nase herumzuführen wußte, wenn sie in gewissen Fällen zu neugierig wurde. Das gab gewöhnlich einen Toten, der von der Polizei gerade gesucht wurde und gerettet werden sollte. Nichts leichter, als einen Menschen zu beseitigen hier in dieser Unterwelt von Kellern und Spelunken, Gängen und Kanälen, die zum nahen, schweigenden Fluß führten . . . Nein, die Polizei wollte er lieber aus dem Spiele lassen, schon weil er selbst, wie alle anderen Hausbewohner, das Objekt systematischer Bewachung war. Er hatte wenigstens die Leute davon flüstern hören, und er zweifelte nicht, daß es damit auch seine Richtigkeit hatte.

Tai-Ling war mit einem Male groß geworden — wie ein Riesenpilz nach einer Regennacht! Li-Changs Tod hatte für ihn die Erhebung bedeutet: „Die Seele des Mandarin war in ihn gefahren“, behauptete er, „und verlange nach Rachel!“ Niemand fand den Mut, gegen den früheren Bagabunden aufzutreten, dessen ganzes Sein und Wesen sich geändert hatte und der, selbst nach Ansicht der intimen Freunde Li-Changs, in mehr wie einer Richtung dem Verstorbenen ähnlich geworden war. Man konnte es beinahe glauben, daß Li-Changs Geist tatsächlich nun in den Körper dieses Bummelers und Nichtstuers gefahren sei. Seine Sprache hatte sich veredelt, seine Gesten waren gebieterisch geworden, seine Gedanken und seine Haltung hatten ein gut Teil der Kraft und Sicherheit des Verstorbenen angenommen. Auch äußerlich war er nicht mehr der Alte. So wie er jetzt daher kam, fein und zierlich, in einem neuen Anzug, geschmiegelt und gebügelt, war aus ihm — so unglaublich es auch schien — plötzlich ein Gentleman geworden! In einer einzigen Nacht!

So hatte er auf alle gewirkt, seit er in jener Nacht, da Li-Chang starb, seine telephonischen Befehle wegen des Überfalles auf den Polizeiwagen hierher in A Koolis Haus gesandt hatte. Er hatte es sehr gut verstanden, seine Macht auch später aufrechtzuerhalten, immer mehr zu befestigen. Tai-Ling hatte Helfer überall — und traute niemand! Man war zugleich Spitzel und Opfer seines Spionagesystems. Das war so sein Prinzip, und die Praxis ging damit Hand in Hand . . . Aus diesen Überlegungen heraus wagte Yo es ebenjowenig, sich an William French zu wenden, ein Brief aber konnte in unrichtige Hände fallen! Nein, er mußte schon versuchen, selbst den Knäuel zu entwirren und eigenhändig einzugreifen oder andere Bundesgenossen zu gewinnen — wenn es unbedingt notwendig würde oder wenn sich eine besondere Chance bot. Es galt vor allem: Immer wach und auf dem Posten zu sein! Niemals schwach und müde werden! Und er ließ es nicht allein bei dem Entschluß bleiben:

Sowie er mit seiner Arbeit in der Schenke fertig war

— nachdem er den Honoratioren ihre Lieblingsgerichte vorgelegt und einen Haufen von Tassen und sonstigem Geschirr abgespült hatte... schlenderte er langsam und gähmend davon und tat, als ob er zu Bett gehen wollte. Aber schon auf der Treppe fiel merkwürdigerweise seine Schläfrigkeit von ihm ab, und er war immer bereit, im Rauchsalon hilfreiche Hand zu leisten, wenn er darum angegangen wurde. Niemand merkte, daß er wiederholt ins Nebenzimmer entschlüpfte, dessen geheime Türe ihm immer noch verborgen war. Es dauerte nicht lang, bis er erkannte, daß die Sache auf andere Weise anzupacken sei — und bis er sich deshalb auf Tai-Ling warf, bei dem er sich geschmeidig, klug und gefällig, mit tausend Mitteln einzuschmeicheln verstand!

In der Wirtsstube sprang er geschäftig um ihn her, kam allen seinen Befehlen zuvorkommen und lernte, ihm allmählich seine Wünsche von den Augen abzulesen. Wenn er eine Beförderung zu machen hatte, stellte sich Yo sofort zur Verfügung. Die Tür öffnete und schloß sich wie durch Zauber, sowie Tai-Ling kam oder ging. Und überall strahlte dem neugeborenen Herrscher ein aufgewecktes Anabengesicht entgegen, aus dem Tai-Ling außerdem ein nie verlöschendes tief interessiertes Horchen und Bewundern herauslesen konnte. So fing denn der nasen- und ohrenlose Chinese nach und nach an, für Koolis Glas- und Flaschengroom Interesse zu gewinnen.

„Ein munterer kleiner Kerl! Ein kluges Gesicht!“ sagte er oft zu A Kooli, „schuffet wie ein Koh.“

A Kooli nickte stumpf. Er konnte Yo nicht leiden, traute sich aber nicht, Tai-Ling zu widersprechen.

An einem Abend, an dem nur wenig Gäste in der Stube waren, zog Tai-Ling den kleinen Yo zu sich und fing an, ihm von seiner Kindheit zu erzählen, von den Zeiten, da Limehouse nach Trachten, Sitten und Gebräuchen ein richtiges Stück China gewesen war.

„Es waren Straßen mit „Teppichen“ — nämlich von Küchenabfällen und noch schlimmeren Dingen!“

Tai-Ling lachte widerlich auf.

„Und die Höfe gähnten wie dunkle Schächte, lang und tief, weitab von Sonne, Luft und Himmel! Ein Morast von Spülwasser. Zur Nachtzeit flackerten kleine Laterne durch den Nebel. Auch eine Messerklinge konnte manchmal aufflammen — ein gellender Schrei — Blut — ein stummer Mund und ein stillstehendes Herz. Aber nach der Polizei wurde nie gerufen. Man war sich selbst genug hier in Limehouse; ein Stück chinesischen Armenlebens, mitten in der Weltstadt. Ja, das war damals!“

Und Yo beobachtete, wie es in den Augen des häßlichen Mannes aufblitzte, wenn er von jenen Zeiten sprach, die jetzt erst, nach seiner neuen Inkarnation — Kern Li-Changs in der Schale Tai-Lings — in seiner Vorstellung vor ihm erstanden. Aber es waren nicht nur traurige Erinnerungen! Oft hatte sich auch ganz Causewan, vom West India Dock Road bis zu den Iden Wassern auf der anderen Seite, in der Nacht mit bunten Lampions geschmückt, und leises gedämpftes Klagen von Flöten drang aus den Kaffeehäusern.

Die hellblaue Laterne flimmerte über dem Eingang der himmlischen Hölle, indem man eine Pfeife „hand“ oder ein anderes Stimulans haben konnte. Ja, so war es damals, aber jetzt...! Tai-Ling bliete verächtlich um sich: An der Türe saßen ein paar Malanen und andere Farbige. Tai-Ling haßte sie, wie sie ihn: „Farbiges Gefindel!“ fluchte er. A Kooli wagte es sogar diesmal, ihn besänftigen zu wollen. Aber Tai-Ling bemerkte es gar nicht. Seine Gedanken hatten das neblige Limehouse verlassen und die weite Reise zu seinem großen Heimatlande angetreten, von dem er nun Yo Foo zu erzählen begann.

„Und du bist niemals dort gewesen?“ fragte Yo.

„Niemals!“ Tai-Ling schüttelte den Kopf. Eine tiefe, schwere Sehnsucht klang aus dem einzigen Wort.

„Wie ist es dir dann möglich, es so zu schildern?“

Tai-Ling lächelte: „Er hat es mir gegeben — er, dessen Seele ich in mir trage!“

„Li-Chang?“

Er nickte: „Der große Li-Chang, ja!“ Er schwieg mit

gesenktem Kopf. Plötzlich sprang er in die Höhe, seine Züge verzerrten sich, die gelben Hände ballten sich wie Klauen.

„Tod über den, der ihn gemordet hat! Tod, Tod! Aber ein langsamer! Voller Leid und Qual! Ein Tod, der wahnsinnig macht!“

A Kooli versuchte nochmals, ihn zu beschwichtigen. Neue Gäste, ein paar Spanier, waren in das Lokal gekommen, es war ihm darum zu tun, einen Skandal zu vermeiden. Denn es war ein offenes Geheimnis, daß man — das heißt Scotland Yard — nach Tai-Ling, „dem Mann ohne Nase und Ohren“, wie ihn die Sensationspresse nannte, auf der Jagd war...

Noch am selben Abend ereignete sich folgendes:

Tai-Ling hatte in A Koolis Privatwohnung eine lange Besprechung mit einigen russischen Sowjetleuten gehabt, die auch sehr oft die „Weißen Reiter“ frequentierten. Es war am fünfundzwanzigsten Juli. Die Russen hatten eben städtlich niedergeschlagen das Lokal verlassen, als auf der Straße die Abendblätter ausgerufen wurden:

„Entlarvung einer Monster-Kokainsmugglerbande Paris-London!“

Tai-Ling klappte zusammen wie ein Taschenmesser; so blieb er eine volle Stunde regungslos auf A Koolis Bett liegen. Dann trat er in die Schenke. Es ging wie Todeskalte von ihm aus. Yo fühlte es.

Spät am Abend fand noch eine zweite Versammlung statt, aber von lauter Gelben. Und Yo, der sich in der Nähe aufhielt, konnte wiederholt hören, wie die Stimme Tai-Lings das Geschnatter der anderen metallisch durchschnitt. Plötzlich trat tiefe Stille ein. „Seid ihr also einverstanden?“ Tai-Lings Worte fielen wie Hammerschläge. Ein einstimmiges „Nein!“ entschlossen und doch verzweifelt, schlug ihm entgegen. Tai-Ling riß die Türe auf, so daß Yo sich mit Mühe und Not noch dünnmachen konnte. Mit dem Rücken nach der Treppe rief er ins Zimmer zurück: „Ich werde euch schon noch Gehorsam beibringen! In drei Teufels Namen... Ihr werdet es tun!“

Das war es, was sich an diesem Abend ereignet hatte. Eine Niederlage Tai-Lings!...

Genau eine Woche später entschädigte er sich dafür. Es war am ersten August, ungefähr zur selben Tageszeit, und die Wogen der Verhandlung gingen so hoch, daß sich A Kooli veranlaßt sah, Yo zu ihnen hineinzuschicken mit der Bitte, etwas ruhiger zu sein. Ihre Flüche waren bis hinunter in das Lokal vernehmbar. Diesmal hatte Tai-Ling offenbar gesiegt. Die anderen sahen verängstigt und niedergeschlagen drein. Als sie ein wenig später die Wohnung A Koolis verließen, sagte einer zu ihm:

„Es wird also so geschehen, wie du willst, Tai-Ling. Aber erinnere dich daran: Wir haben durch alle Instanzen protestiert. Du hast uns dazu gezwungen, du mußt allein die Verantwortung tragen.“

Tai-Ling nickte nur mit bösem Lächeln. Bald darauf ging er in den Rauchsalon, aus dem er erst spät in der Nacht wieder herauskam. Er, der früher ein leidenschaftlicher „Smoker“ gewesen war, rührte jetzt überhaupt keine Pfeife an. Deswegen stand es außer Zweifel, daß er mittlerweile durch die Tapentür des Hinterzimmers dem unbewohnten Nachbarhaus einen Besuch abgestattet haben mußte. Das letztemal, als Yo ihn dahinein verschwinden gesehen hatte, war einige Abend vorher gewesen, als Yo sich in der Opiumhöhle aufhielt, in die auch plötzlich William French eintrat und den Nasenlosen für eine Sekunde zu Gesicht bekommen hatte. Diese Erscheinung hatte Yo wie ein Blitzschlag gerührt, und er hatte alle Geistesgegenwart aufbieten müssen, um dem Manne seiner geliebten „Lady“ nicht sofort in die Arme zu laufen und ihm zuzurufen:

„Dadrinnen im Hause nebenan halten sie deinen schönen „Engel“ gefangen. Komm und laß uns nach ihm juchen!“

(Fortsetzung folgt.)

Junge Erde.

Nun leg ich oft das Ohr an meine Erde
Und höre einen großen Traum
Von frohen, frühlingsfrischen Werde,
Von Vogelstimmen und von einem Blütenbaum.
Und werde zärtlich fast bei all dem Staunen,
Und bin so ganz aufs Licht gestellt,
Verkündet sich in diesem Raunen
Doch eine junge, hoffnungsvolle Welt.
Sie pocht gewaltig an die alten Mauern,
Ist erst Beginn und schon gewiß,
Die Zeit restlos zu überdauern.

Gabriele Baur.

Geschichte einer Narbe.

Von Victor Klages.

Die junge Dame steht auf meine linke Hand. Springend, nervös ist ihr Blick. Viel Neugierde spricht daraus, aber nicht nur das. Ich fühle auch einen leisen Schauer.

Was hab' ich denn an meiner linken Hand? Ich kenne sie doch seit über vierzig Jahren, und ich bin mir nicht bewußt, daß etwas Besonderes daran sei. Unwillkürlich betrachtete ich die Hand.

Die junge Dame lächelt. Ein bißchen gezwungen. Dann sagt sie: „Da — die Narbe.“

Ah so, die Narbe am kleinen Finger. Vom Krieg? Nein, nicht vom Krieg. Die ist viel älter. Das war südlich von Neuseeland . . .

„Erzählen“, haucht die junge Dame.

Gut. Aber es ist keine liebliche Geschichte. Heute, wenn ich zurückdenke, lach' ich allerdings darüber. Damals hab' ich nicht gelacht.

Seh' ich so aus, als ob ich Leichtmatrose auf einem Segelschiff gewesen wäre, das in der Südsee herumvagabundiert? Nein, nicht wahr? Ehemalige Seeleute stellt man sich für gewöhnlich anders vor. Ich spude nicht ins Zimmer, ich trinke den Rum nicht aus dem Wasserglas, und mein Gesicht ist nicht podennarbig — obwohl in den Jungensbüchern ehemalige Seeleute immer podennarbiges Gesicht haben. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß ich mit 17 Jahren Leichtmatrose auf der „Alcedo“ war, die Kohlen von Australien nach Chile brachte.

Wir hatten, der Windverhältnisse halber, den Kurs tief südlich um Neuseeland genommen, es gab schlechtes Wetter, und da der Kahn bis an die Luken mit Kohle vollgestopft war, konnten wir fast täglich — und nachts — Schwimmübungen an Deck machen. Das Thermometer zeigte nur ein paar Grad Wärme. Kein trodenes Hemd mehr in der Kiste, das Ölzeug, die Stiefel gründlich durchweicht: es ist einem nicht sehr wohl zumut in solcher Situation, eine warme Ede hinterm Ofen bei Müttern geistert als Wunschbild in den kurzen Träumen.

Ich war also keineswegs böse, als mich der Kapitän zur Aufhilfe in die Pantry befahl. Die Pantry ist ein netter Aufenthalt für Drückerberger. Da steht in dem engen Raum, geschützt vor Wind und Wellen, ein junger Mensch und pukt dem „Alten“ und den Steuerleuten die Tischmesser, alle Minute einmal zieht er das Messer übers Puzbrett, und dann geht er hin und macht die Betten und legt aus und deckt den Tisch — es ist keine sehr romantische Beschäftigung, die der Kajütsjunge hat, aber im schlechten Wetter ist sie Goldes wert. Der Kajütsjunge lag mit Bauchgrimmen in seiner Koje. Da mußte nun ein anderer ran. „Haßt du Schwein“, sagten die Kameraden, als ich in das neue Quartier übersiedelte.

Vielleicht eine halbe Stunde bin ich Kajütsjunge gewesen. Da passierte es. Donnerndes Poltern aus dem Salon des Kapitäns schreckt mich auf. Der Salon wird auf Segelschiffen während der Fahrt ausgeräumt, der Teppich wird weggenommen, Stühle und Tische werden zusammengepackt und festgebunden, damit das Rollen des Schiffes nicht alles durcheinanderwirft. Was kann da poltern?

Eins, zwei bin ich an der Salontür, schon kommt der Kapitän schimpfend die Treppe zum Kartenhaus heruntergesprungen, — wir beide starren auf die Besucher, aber wir müssen uns an der Türschwelle festhalten, denn die Bart macht ganz verrückt hopser. „Lausbengel!“ faucht der Alte. Ich versuche darauf hinzuweisen, daß der andere Junge die Schuld habe, ich sei doch erst seit einer halben Stunde anwesend. Was hilft das? Wer da ist, hat immer schuld.

Die große Medizintiste, die auf einem Regal stand, ist herabgepurzelt; mein Vorgänger hatte vergessen, sie festzu-

binden. Das Schiff rollt hart, das heißt: mal liegt es nach Steuerbord über, mal nach Backbord. Die Medizintiste, die sich beim Stürzen geöffnet hat, war eine Flasche mit fünf Liter Rizinusöl; das blanke Partett ist mit einem spiegelnden Teich von Rizinusöl bedeckt, und darin tummelt sich alles, was einmal schön geordnet in der Kiste lag. „Die Chininpulver!“ brüllt der Alte. „Hol die Chininpulver aus dem Dreck heraus!“

Ich bin in Seestiefeln. Die Stiefel sind gut gefettet; auch die Sohlen. Das Schiff taumelt hin und her, gestossen von der mächtigen See. Ich werde auf dem Rizinusöl herrlich ins Schlittern kommen. Dreißig, vierzig zerichlagene Flaschen tollern am Boden . . .

Befehl ist Befehl. Nirgends so wie an Bord eines Segelschiffes. Also hinein in den Teich und die Chininpulver gerettet. Ich stehe an der Steuerbordwand, will mich vorsichtig bücken. Da macht die „Alcedo“ hops, und hallo hallo saust einer über die Rizinusbahn, schlägt hart an die Backbordwand, kippt nach hinten und fällt. Mit der linken Hand, die sich abwehrend ausstreckt, stürzt er in eine zerplitterte Glasflasche. Breit fließt das rote Blut.

Der Alte schreit. Der Erste Steuermann kommt eiligt herbeigelaufen. Ein Matrose rennt hinter ihm her. Ich bin aus dem Rizinus herausgetroffen, Fäuste pressen meinen linken Arm. Rund um den kleinen Finger ist das Fleisch bis auf den Knochen glatt durchschnitten.

Ich kriege einen Verband und bin Kajütsjunge gewesen. Der nächste vor! Auf meiner Seekiste im Logis hodend, mache ich drei Kreuze über dem kleinen Finger. Hoffentlich bleibt er dran.

Zunächst einmal blieb der Verband. Der Alte hatte eine Scheu davor, ihn abzunehmen. „Laß das man erst ein bißchen heilen“, sagte er. Das schlechte Wetter verzog sich. Da rief mich der Kapitän.

Ich weiß es, als ob es gestern gewesen wäre. Der Alte saß auf der Fleischtiste, die auf dem Achterdeck stand, und neben ihm lauerte mit einem brennenden Lächeln der Zweite Steuermann Jessen. Der Verband wird abgewickelt. Es zeigt sich, daß der Finger zwar schon loder angeheilt ist, aber die Wundränder passen nicht aufeinander. Der obere Wundrand steht um einen kleinen halben Zentimeter über.

„Jessen“, sagt der Alte, „holen Sie mal Ihr Koffergammophon.“ Jessen holt schweigend das Grammophon. Offensichtlich ahnt er, was der Alte vorhat. Die Konfervenmusik wird aufgezogen; es ertönt das Lied „Bilja, o Bilja, du Waldmägdelein“ — damals der neueste Schlager.

„Schön, was? sagt der Alte, und während diese merkwürdige Karlose durch das Gehör ein wenig zu wirken beginnt, reißt er mit einem Ruck den angeheilten Finger wieder ab — — schwarz wurde der blaue Himmel, ganz schwarz.“

Als ich, Jahre später, nach Deutschland zurückgekehrt war, hörte ich das Bilja-Lied in einem Kaffeehaus spielen. Die Leute, die mit mir am Tisch saßen, haben sich gewundert, daß ich plötzlich so blaß wurde . . .

Dies, gnädiges Fräulein, ist die Geschichte meiner Narbe.

Der Taschendieb.

Von Siegfried von Begehal.

Wir hatten wieder einmal spät abends im Café über die Sittlichkeit, das Verbrechen und überhaupt die Moral debattiert. Der kleine torrette Assessor Friedrich Biederich, den wir alle nur den „Bindestrich“ nannten, äußerte kategorisch: „Jedes Verbrechen ist eine Art Krankheit, eine moralische Verirrung. Und die heimliche Bewunderung, die wir dem erfolgreichen Hochstapler oder Fassadenkletterer entgegenbringen, und der kaum unterdrückte Spott, dem jeder Polizist ausgesetzt ist, sind nur ein Zeichen des allgemeinen moralischen Tiefstandes unserer Gesellschaft.“

„Wie man auch das Verbrechen beurteilen mag“, wagte ich einzuwenden, „jedenfalls erfordert schon ein simpler Taschendiebstahl viel Geschick und eine gute Portion Mut.“ „Nicht mehr Mut und Geschick, als jeder von uns besitzt“, entgegnete Bindestrich mit Selbstbewußtsein.

„Wir können es ja probieren“, meinte ich lächelnd, „wenn wir jetzt mit der Untergrund zum Zoo fahren, wird sich Ihnen sicher im Gedränge eine Gelegenheit bieten, Ihre Behauptung mit der Tat zu beweisen!“

Bindestrich kratzte mich zuerst fassungslos an. Da er aber ein sehr eigenstimmiger, verrannter Kopf ist, gab er sich gewaltsam einen Ruck und erklärte sich mit meinem Vorschlag einverstanden. Wir wetteten auf zwei Flaschen Beauv. Cliquot und trafen auf.

Die Untergrundbahn war überfüllt. Wir standen fest eingepfercht in einem Abteil zweiter Klasse, die Hand an der Messingstange. Zwischen uns eingeklemmt hing ein beäugend parfumiertes Dämchen, das bei jedem Nud abwechselnd mir und Bindestrich an die Brust geschleudert wurde. An ihrem Arm baumelte ein Pompadour aus rotem Wildleder.

Mit Herzklopfen verfolgte ich, wie Bindestrichs rechte Hand zögernd immer tiefer an der Messingstange herunterglitt. Am Gleisdreieck streifte er den Arm der Dame, an der Bülowstraße war seine Hand schon dicht neben dem Pompadour angelangt, am Kollendorfsplatz öffnete das Dämchen den Beutel, holte einen Taschenspiegel hervor und begann sich eifrig die Lippen zu schminken.

Die Gelegenheit war wie für einen Taschendiebstahl geschaffen. Kurz vor dem Wittenbergplatz wurden wir beim Halten des Wagens mit Wucht gegeneinander gestoßen; in diesem Augenblick des allgemeinen Durcheinanders griff Bindestrich in den Pompadour hinein, ließ die Hand mit der Beute blitzschnell in seiner Manteltasche verschwinden und wurde puterrot. Mir stand das Herz still.

Am Zoo stieg die Dame aus. Bindestrich gab mir ein Zeichen, und wir folgten ihr. Bindestrich wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wie soll ich ihr aber das Portemonnaie zurückgeben?“ fragte er mich besonnen.

In diesem Augenblick trat ein fremder Herr auf uns zu, lästete höflich den Hut, wies eine Marke vor und erklärte leise: „Ich bitte die Herren, in Ihrem eigenen Interesse mir ohne Widerstand zu folgen!“

Es lief mir eiskalt über den Rücken. Bindestrich wurde kreideweiß und gehorchte dem fremden Herrn wie ein geklappter Schuljunge. Schweigend bestiegen wir zu dritt ein Auto. Uns wurde gerade nicht unangenehm zu Mute, als der Herr dem Chauffeur zurief: „Alexanderplatz, Polizeipräsidentium!“

Bindestrich stotterte unzusammenhängende Worte. Ich versuchte, den Kriminalbeamten über den Anlaß des Diebstahls, unsere Wette, aufzuklären. Aber der bemerkte nur trocken: „Diese Ausreden kennen wir. Sie können den Diebstahl nicht leugnen. Ich habe Sie doch schon vom Gleisdreieck an beobachtet. Daß Sie Anfänger sind, will ich glauben. Sonst hätten Sie es nicht gar so ungeschickt angestellt! So, und jetzt geben Sie mir mal Ihre Beute!“

Bindestrich griff in seine Manteltasche und reichte ihm zitternd das Portemonnaie der Dame. Der Kriminalbeamte öffnete es und zählte das Geld: „Siebenunddreißig Mark, vierzig Pfennig. Nicht viel. Ist das Ihre ganze Beute von heute abend, meine Herren? Ich muß Sie leider bitten, mir Ihre Ausweispapiere und Ihre gesamte Barschaft zur Untersuchung auszuhändigen!“

Gehorsam jogen wir unsere Briestaschen hervor und überreichten sie ihm. Der Kriminalbeamte zählte die Scheine: „Dreiundachtzig Mark und einhundertzweiundvierzig Mark. Ordnungsgemäß stelle ich Ihnen zwei Quittungen aus!“

Er kriechelte etwas und gab uns zwei Zettel.

Bald hielt das Auto vor dem Polizeipräsidentium.

„Bitte, folgen Sie mir!“

Wir betraten das düstere Gebäude und folgten dem Beamten durch endlose Korridore. Vor einer Tür ließ er uns warten und verschwand. Wir warteten, warteten, warteten — aber der Kriminalbeamte kam nicht. Wir klopfen an die Tür — erhielten aber keine Antwort.

Endlich drückte ich auf die Klinge, öffnete die Tür — und trat in ein Treppenhaus. Nirgends war ein Mensch zu sehen.

Leise dämmerte ein Verdacht in uns auf. Wir wanderten wieder durch endlose Korridore und gelangten schließlich zum Ausgang auf den Alexanderplatz. Eben wollten wir uns aus dem Staube machen, als uns der Chauffeur anschrill: „Det jiebt's nich, meine Herren, sich drücken! Erst zahlen, dann können Se loosen!“

„Und wo ist denn der andere Herr geblieben?“ fragten wir schüchtern.

„Det weej id nich, vielleicht auf die andere Seite hinaus, det kennt man schon!“ brüllte der Chauffeur.

So blieb uns nichts anderes übrig, als heimzufahren, den Hausmeister aufzuwecken und ihn um zwanzig Mark anzupumpen.

„Eigentlich haben wir doch noch Glück gehabt“, erklärte Bindestrich aufatmend, „daß wir nicht ins Gefängnis gekommen sind!“

Wer aber die Wette gewonnen hatte, konnten wir nicht entscheiden, und so beschloßen wir, die zwei Flaschen gemeinsam zu bezahlen und auf das Wohl des echten Taschendiebes auszutrinken, der sich uns Dilettanten weit überlegen erwiesen hatte!!

Heiteres aus Schwaben.

Von Alfred Auerbach.

Der Caro.

Der Caro ist ein süßes Hundevieh.

Er gehörte meinem Freund Beutele, der wurde eines Tages des Caros überdrüssig und schenkte ihn weg.

So kam der kleine Caro nach dem großen Berlin.

Später bekam der launische Beutele wieder Sehnsucht nach dem Caro.

Da ließ er sich ihn aus Berlin zurückschicken.

Er hatte das gutmütige langhaarige Dadele ja doch gern. Aber, o weh, er konnte sich nicht mehr mit ihm verständigen, denn das Carolein verstand nur noch Berliner Dialekt.

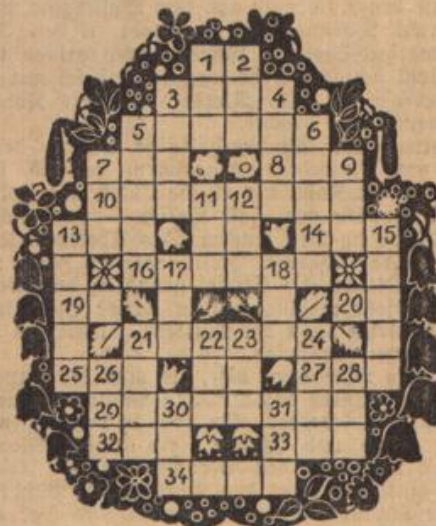
Wenn der Beutele nun zu seinem Hundle sagte: „Caro, gehst du her“, dann sah ihn der Hund an, als ob er sagen wollte: „Wat meenste, du Duffel?“

Und wenn der Herr Beutele sagte: „Kusch de, Dadele!“, dann wies ihm der Kleine die Zähne, und knurrte: „Wau-uauuu“, denn er verstand eben Herrn Beutele nicht mehr und glaubte, sein Herr wollte ihm an den Kragen.

Der Caro hatte seinen Charakter in der Fremde verändert. Mein Freund Beutele fragte mich nun um Rat, was er mit dem Hundle machen sollte. Ich antwortete: „Ja, Männle, wenn du dich mit dem Carole wieder verstehen willst, dann mußt du eben Berliner Dialekt lernen und berlinisch mit ihm reden.“

Das tat der Beutele, und jetzt geht's wieder, denn sobald er zu dem Dadele sagt: „Caro, Quatschlopp, benimm dir!“, dann benimmt sich der Caro, denn vor dem Berliner Dialekt hat er Respekt, er zieht sein nettes Schwänzchen ein und ist wieder artig.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von oben nach unten: 1. Leuchstoff. 2. Brotaufstrich. 3. Richter in der Türkei. 4. Zahl. 5. Kinderbett. 6. Ankerplatz im Hafen. 7. Straußartiger Vogel. 8. Schweizer Kanton. 9. Gewässer. 10. Kielwasser. 11. Friseur. 12. Prophet. 13. Lotteriezettel. 14. Persönliches Fürwort. 15. Männlicher Vorname. 16. Eingang. 17. Gleichwort für schmal. 18. Römischer Kaiser. 19. Teil des Baumes. 20. Gedicht. 21. Abschiedsgruß. 22. Klostervorsteher. — Von links nach rechts: 3. Eule. 4. Element. 5. Befräftigungsformel. 6. Viehfutter. 7. Staatssekretär beim Reichspräsidenten. 8. Borderteil des Schiffes. 9. Artikel zum Hauptwort. 10. Klagegedicht. 11. Persönliches Fürwort. 12. Ostergeschenk. 13. Hohes Jahresfest. 14. Auskunft. 15. Göttin der Morgenröte. 16. Stadt in Pommern. 17. Lebensende. 18. Kurzer Windstoß. 19. Staatshaushalt.

Auflösung des Spiegelrätsels in Nr. 95: 1. Egal = Lage. 2. Sarg = Gras. 3. Trab = Bark. 4. Edam = Made. 5. Lese = Esel. 6. Eris = Sire. 7. Note = Eton. 8. Eber = Rebe. 9. Keep = Peer.